

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Rousseau-Insel in Genf.

Politische Uebersicht.

Die „Zeit der sauren Gurken“ werden wir voraussichtlich auch in diesem Sommer nicht zu genießen bekommen. Eine „saison morte“ kann es beim heutigen Lauf der Welt nicht mehr geben, und die alte Seeschlange, deren Erscheinen in den Zeitungs-
spalten mit untrüglicher Sicherheit den Anbruch dieser politischen Stille ankündete, braucht auch dies Jahr nicht aus ihrem Winterschlaf geweckt zu werden. Sensationen gibt's sonst mehr wie genug. Dafür sorgen nun zunächst die Ungarn mit ihrem Nationaltheater, genannt Abgeordnetenhaus, wo man bereits dazu geschritten ist, sich mit Revolvergehehn gegenseitig zu belehren. So gefährlich nun das auch von weitem aussieht, wird man doch gut tun, es nicht zu tragisch zu nehmen. Es ist zuviel Theater und Pose dabei, als daß man an den blutigen Ernst glauben könnte. Und wenn man dazu noch vernimmt, daß es sich bei dem unglücklichen Kovacs, der auf den Präsidenten Tisza feuerte, um einen Konkursiten im letzten Stadium handelte und daß er nach eigenem Geständnis gar nicht die Absicht hatte, dem Präsidenten ein Leid zuzufügen, so schwindet vollends der Glaube an eine gute und große Sache, die von der Opposition mit solchen Mitteln

versucht wird. Auch der protestantische Pfarrer, der die auf der Tribüne sitzende Gräfin Tisza samt Kind und Kindeskindern verflucht, macht eine möglichst unvorteilhafte Figur. Erster war es gewiß schon den Arbeitern, die in den Straßen mit einem Generalstreik demonstrierten und um die Einführung des allgemeinen Wahlrechts Schlachten schlugen. Da handelte es sich um die naturnotwendige Eruption eines allzu lange von dem übermütigen Magnatentum niedergehaltenen Gerechtigkeitsgefühls, das die vom Kaiser und König längst unterschriftlich versprochene, von den parlamentarischen Machthabern aber immer wieder hintertriebene Wahlvorlage nun endlich mit Gewalt zu erzwingen hofft, da doch alle andern Mittel versagen.

* Zürich, Mitte Juni 1912.

Bitterer Ernst ist es auch in Belgien mit dem Kirchen- und Klöstersturm der Sozialisten und Radikalen, die bei den Kammerwahlen eine ganz unerwartet schwere Niederlage erlitten haben und ihrem Unmut nun auf keine andere Weise Luft zu machen wissen als mit Brand und Zerstörung. Das klerikale Regiment, höllisch verabscheut von allen freigesinnten Männern, sitzt fester im Sattel denn je, weil auch die Freigesinnten, die von einer



Jugendbildnis Jean-Jacques Rousseaus (1712—1778).

sozialistischen Herrschaft nur eine sehr ungemütliche Geschäftsstörung und Zerrüttung der Finanzen befürchten, ihm wieder stimmten. Die konservative Regierung, mag sie sich hundertmal den Pfaffen und Jesuiten verschrieben haben, verspricht doch Schutz gegen die unheimlichen Mächte des Umsturzes, denen weder das Leben noch das Eigentum der freisinnigsten Kapitalisten heilig ist, und darum wird der Umsturz auch das freisinnige Kapital nie auf seiner Seite haben.

Dem alten Grafen Zeppelin gönnt alle Welt von Herzen seine neueste große und glänzende Fahrt von Friedrichshafen nach Hamburg und zurück. Mag auch sein starres System von den militärischen Größen des Reiches immer noch scheel angesehen werden, seine Leistungen hat ihm doch bis heute kein anderer nachgemacht.

Die französische Kammer hat sich wieder einen Präsidenten gegeben in der Person des geschmeidigen Paul Deschanel, der schon einige Jahre ihr Vorsitzender war. Für den herrschenden Radikalismus, der sich — wie anderwärts — aus den verwerflichsten parteigegensätzlichen Gründen bisher immer gegen die Verhältniswahl gesträubt hat, bedeutete die Wahl des entschiedenen Proporzfreundes Deschanel eine schwere moralische Niederlage. Und es war nicht die einzige in der letzten Zeit. Auch einige Ersatzwahlen und sonstige Anzeichen lassen darauf schließen, daß die Mehrheit der Wählerschaft andere Wege einzuschlagen gewillt ist, als die radikalen Führer sie sich für ihr eigenes Beste, wenn auch nicht für das des Landes, gewünscht hätten.

In den Vereinigten Staaten starb an einer alltäglichen Krankheit der Mann, der erst eigentlich die Menschen fliegen lehrte. Wilbour Wright ist in verhältnismäßig jungen Jahren dahingegangen und hat all die kühnen Pläne zur Verbesserung seines Flugzeuges, mit denen er sich bis in die letzten Tage trug, mit sich in die Gruft genommen. Es kann lange dauern, bis wieder einer kommt, der in gleichem Maße wie er bahnbrechend auf seinem Gebiete zu wirken imstande ist.

London hat einen zweiten Transportarbeiter-Streik durchzumachen, dessen Zweck und Berechtigung für die Fernerstehenden sehr schwer zu beurteilen ist. Es ist wohl möglich, daß er nur deswegen ausbrach, weil die Arbeiter sich betrogen glaubten und die lehtjährigen Abmachungen von vielen Prinzipalen einfach nicht innegehalten wurden. Wenn dem aber so wäre, dann müßte auch das Urteil über den Streik wohl etwas anders lauten, als es im ersten Augenblick, bei der abermaligen schweren Störung und Schädigung der öffentlichen Interessen berechtigt erscheinen mochte.

In Marokko bleibt den Franzosen noch viele und blutige Arbeit zu tun übrig. Wenn die deutschen Chauvinisten, die wegen der „Preisgabe Marokkos“, das ihnen nie gehört hatte, mit ihrer Regierung so unzufrieden waren, sich heute die Sache

nochmals ruhig überlegen, werden sie am Ende finden, daß Räderlen-Wächter so ungeschickt nicht handelte, indem er sich einen ruhigen und sichern Landstrich in Tausch geben ließ gegen ein Wespen- und Hornissenneß, auf das Deutschland sowieso niemals einen berechtigten Anspruch erheben konnte. Sultan Mulay Hafid ist nunmehr nach Rabat abgereist und überläßt die Sorgen der Regierung mit Vergnügen dem französischen Generalresidenten Liauten, der alle Hände voll zu tun hat, nur um zunächst sich und seine Garnison in Fez zu behaupten und vor Niedermeklung sicherzustellen.

* **Totentafel** (vom 23. Mai bis 8. Juni 1912). Am 25. Mai starb in Zürich Dr. H. F. Weber, Professor der Physik an der Eidgenössischen technischen Hochschule. Wie Herr Rektor Prof. Vetter der „Z. P.“ schreibt, stammt der Verstorbene aus Magdala, Sachsen-Weimar (geboren 1843); er war 1871—1873 Assistent des großen Helmholtz und dann zwei Jahre lang Professor an der Akademie zu Hohenheim. Als 1875 der vielversprechende Joh. Jak. Müller von Seen, noch nicht dreißigjährig, vom Tode dahingerafft wurde, berief die Behörde den unter den jüngeren Physikern jener Jahre hervorragendsten, H. F. Weber. Wie glänzend er die kühnsten Erwartungen erfüllte, davon zeugt die hohe Blüte der physikalischen Studien an der Eidgenössischen technischen Hochschule, davon zeugen eine ganze Reihe bedeutender Männer, die sich mit Stolz Schüler H. F. Webers nennen, davon zeugt das großartige physikalische Institut, an dem der Dahingegangene gewirkt hat und von wo er mit berühmten Kollegen, dem jung verstorbenen Professor Heinrich Schneebeli (geboren 1849, gestorben 1890), dem eifrigen Professor J. Berner (gest. 1902) und dem durch seine hervorragenden Entdeckungen so weitbekannten Herrn Professor P. Weiss, so reiche Anregungen hat ausgehen lassen.

In der Vollkraft seiner Jahre starb am 7. Juni in Zürich Kunstmaler Dr. Albert Welfi. Vor wenigen Monaten erst hatte er im Kreise seiner Freunde den fünfzigsten Geburtstag gefeiert und war ihm von der Universität Zürich der Ehrendokortitel verliehen worden. Unvollendet noch ist sein größtes Werk, die Landsgemeinde für den Ständeratssaal in Bern, das ein anderer nach seinen Entwürfen wird fertigstellen müssen, und alle die hohen und großen Hoffnungen, welche die schweizerische Kunst auf ihn gesetzt, mußten mit seinen sterblichen Resten begraben werden. Ihn hat wohl der Tod seiner trefflichen Gattin, die ihm im Vorjahre so jählings entrißen worden, ins Mark getroffen, obwohl er mit männlicher Würde und Haltung den Schlag zu verwinden trachtete. Einer plötzlich mit Festigkeit aufgetretenen Herzkrankheit ist Albert Welfi erlegen, den die Schweiz immer mit Stolz den Ihrigen nennen wird.



J. J. Rousseau im Alter, nach einem Delvaux'schen Stich.

Rousseau.

Am 28. Juni sind es zweihundert Jahre, daß Jean Jacques Rousseau geboren wurde. In Genf und Paris wird dieser Geburtstag festlich begangen, und mit ihnen feiert sozusagen die ganze europäische Kulturgemeinschaft. Wer wollte die Reden und Publikationen zählen. Die schönste Feier und das schönste Denkmal für einen Mächtigen des Geistes wird heute mit Recht in möglichst echter und umfassender Verbreitung seines Lebenswerkes gesehen. Die Jahrbücher der Rousseau-Gesellschaft

(Annales Jean-Jacques Rousseau), die seit 1905 bei Jullien in Genf erscheinen, sammeln und kontrollieren die Dokumente, das Wissen und die Arbeiten über ihn. Letzten Sommer hatten wir den schönsten Beitrag zu diesem Werke zu begrüßen: den Jean-Jacques Rousseau Genevois (Gaspard Ballettes*). Mit der neuen und möglichst vollkommenen

*) Bgl. „Die Schweiz“ XV 1911, 407.

Verbreitung der Schriften, die Rousseau ebenso gut wie mancher andere Große brauchen kann, auch er heute fast ebenso ungelesen wie berühmt, geht die Arbeit für das Verständnis in eindrucksvoller Entwicklung und Vertiefung der geschichtlichen Kenntnis. Es ist an dieser Stelle bereits gesagt worden, was Vaillettes Buch bedeutet für die Stellungnahme zu Genfs bedeutendstem Sohne. Genfs? Hat je ein Schweizer soviel bedeutet in der Geschichte. Zweimal ist von der Schweiz aus Weltgeschichte gemacht worden. Beidemal von Genf. Aber das erste Mal war es der Franzose Calvin. Das zweite Mal war es ein Landeskind...

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Wie dem Gegenstand dieser Verse, Wallenstein, mit welchem der Genfer Ehrenmachersohn im übrigen wenig genug gemein hat, ist es Rousseau gegangen — in Frankreich und von Frankreich aus. Verstehen wir ihn — als den Unserigen, so lichtet sich das Problem. Wir sollten uns weder durch Liebe noch Haß der Pflicht entziehen lassen, die wir haben, in sein Verständnis einzudringen.

Die moderne Freiheit wird auf die französische Revolution und durch sie auf Rousseau zurückgeführt. Dieser Gemeinplatz hat sich erstaunlich zäh gehalten. Der erste Blick auf die romanischen Demokratien dürfte die Absurdität dieser kanonisierten Meinung klarmachen. Diese Freiheitsgründungen können weder moralisch noch tatsächlich vor Kant und Preußen bestehen. In Schottland, England und Nordamerika war die moderne Freiheit längst begründet, die aus der faulen französischen Liquidation bis zur Stunde noch nicht realisiert ist. Die Freiheit von drüben und das Maschinen- und Industriezeitalter hätten aller

ihm noch zeigen? (Und wenn er mit anhören müßte, wie der in seiner Not oft so indiscret — ich gehöre auch dazu, ich hätte beinahe gesagt: hysterisch gewordene Heimatschutz keine Rettung mehr weiß als Staat und Polizei an allen Ecken und Enden, daß keiner mehr sicher ist, ob ihm sein Baum, sein Fenster, seine Scheune noch gehört?)

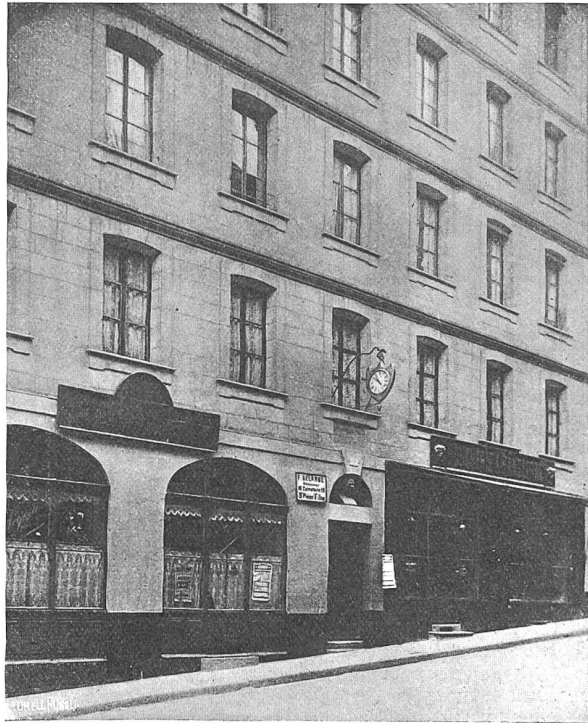
Wir dürfen ihm weder Palacehotels, noch Robespierre, noch Combe noch bekannte andere Autoritäten der Demokratie in die Schuhe schieben. Wir dürfen ihn auch nicht lächerlich machen wie Voltaire in seinem berühmten Brief, in dem er bedauert, wegen Alters und Gebrechens kein Wilder oder Bierführer mehr werden zu können.

Dem Spötter und dem Gift seines steptischen und materialistischen Jahrhunderts, der Kälte des gekünstelten Lebens gegenüber behält im Großen und in der Tiefe doch Rousseau recht. Die heilige Begeisterung mit und ohne Anführungszeichen, der Mut der Ueberzeugung, die Verherrlichung der Empfindung, der Natur und der heimatischen Verhältnisse und Landschaften, mögen sie den Charakter in Einseitigkeit und Uebertreibung bis zur äußersten Raffigur treiben, sie spenden doch schließlich Leben und sind darum am Ende aller Enden doch noch mehr wert als der vornehmste Zynismus, die ammutigste Geschnittenheit, die arme Herrlichkeit des reichsten sich selbst überlassenen Verstandes und Wises, die eleganteste Konvention, die Hyperkultur

von Hof und Hauptstadt, das überlegene Weltbürgertum, obgleich wir auch dieser Negativen nie ganz entraten können. Wir bedürfen ihrer zum Gleichgewicht. Wir bedürfen des einen, um das andere gesund zu erhalten. Wo das Ja und wo das Nein, wo das Leben und wo die Verwerfung, wird keinem zweifelhaft sein, mag er noch so viel lieber Voltaire und Diderot lesen, bei den Dichtern und Malern des Rokoko verweilen als bei dem Prediger von Genf.

Wie sich doch die Geschichte in den Persönlichkeiten zuspitzt! Die Zeit, gegen die Rousseau kämpft, heißt uns eben Voltaire, Diderot, Grimm u. Mit diesen stößt Rousseau zusammen. Wer aber besagte Zeit nur wenig näher kennt,

weiß, wie mit aller Ammut, allem Witz reines Menschentum eng verbunden sich zeigt, von dem sich über kalten Philosophen hin eine Brücke zieht zu dem großen Herzenskinder. Wie ihm Herzen entgegenschlagen. Ich nenne vor allen Marivaux. Aber Goldoni, einer der liebenswürdigsten Menschen



Rousseaus Geburtshaus in Genf (Grand' Rue 40).



Das Dörfchen Môtiers-Travers im Jura, wo sich Rousseau zuerst verborgen hielt.

So müssen wir wohl oder übel abschreiben von unserem Ruhm, wir hätten durch Rousseau der Welt den Freistaat geschenkt, der bei uns seine Wiege hatte.

Ein anderer Punkt, wo wir nicht mit ungemischten Gefühlen feiern und wo er selbst mit uns empfinde, wie er auch über die, die sich politisch seine Jünger nannten, den Kopf geschüttelt haben dürfte. Sie rühmen, er habe uns die Herrlichkeit der Natur wiedergegeben und uns der Natur zurückgeführt. Wenn er heute von Lausanne nach Villeneuve pilgerte! Um es kurz zu sagen: Wieviel von seinem geliebten Helvetien dürfte man



Albert Wetli (1862—1912).

Zum Andenken an die Gattin (Radierung, 1912).

des achtzehnten Jahrhunderts, der doch die Rusteghi so glänzend verspottet, wird Rousseau gerecht. Friedrich der Große hat den ehrlichen Träumer respektiert. Selbst die Schülerin der Encyclopädisten, die große Katharina, ist noch dazu gekommen, dem Sentiment und idealen Menschheitsglauben wenigstens einen Teil ihres Busens zu öffnen.

Rousseau hat ein schweres Leben gehabt, auch wenn wir die Zwangsvorstellungen seiner letzten Zeit nicht mitrechnen zu seinem Martyrium. Er hätte es schöner haben können, sehr schön, hätte sich auch wohl die letzte Bitternis ersparen können. Ihm lag mehr daran, seiner Erkenntnis zu dienen. Und da hat er allen Trägern des Geistes ein großes Beispiel gegeben, indem

so verständlich als irgend möglich zu machen. Das ist das Rührende an diesem großen Kind. Er hat aber mitten im Weichten die erlösende Erkenntnis der Jphigenie antizipiert: Jedes menschliche Gebrechen sühne reine Menschlichkeit! Und eben aus dem Fühlen und Bekennen seiner Sünde heraus ringt er nach der Erkenntnis und der Arbeit am Menschen, die dem kommenden Geschlecht ersparen soll, was er und seine Zeit gelitten haben.

Wir können solcher Helden des Gewissens nie entraten. Wir wollen ihn doch wieder lesen. Und den ersten Lohn finden wir in seiner Sprache, seinem Stil. Sie sind dem Stil und der Sprache seiner erlauchtsten Feinde ebenbürtig.

Dr. Eugen Biegler, Lenzburg.

Albert Wetli.

† 7. Juni 1912.

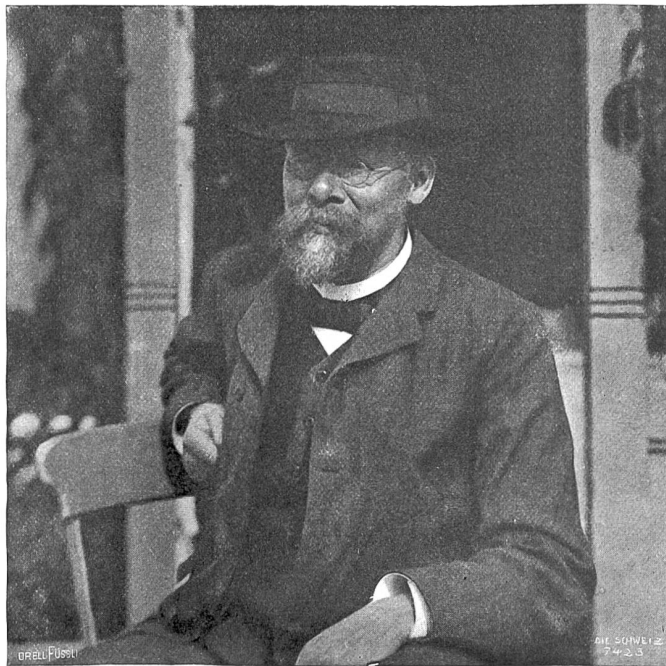
Als wir diese Nummer zusammenstellten, darin einmal eine Seite von Albert Wetlis Kunst beleuchtet werden sollte, die das Publikum weniger beachtet und die doch dem Meister ganz besonders am Herzen lag, war er uns noch selbst — obschon ein Schwerkranker — dabei behilflich. Nun kommt uns die harte Aufgabe zu, dieser unter den Augen des Meisters begonnenen Wetli-Nummer mit der Nachricht von seinem Tode den schmerzhaften Schluß zu geben.

Freilich, Albert Wetli lag seit einiger Zeit schwer darnieder. Der plötzliche Tod seiner Gattin letzten Herbst hatte seine ohnehin zarte Gesundheit erschüttert, und als man im Frühjahr sich anschickte, den fünfzigsten Geburtstag des großen Künstlers zu feiern, wagte sich die Freude nur gedämpft hervor; denn die Feier galt nicht allein einem Trauernden, sondern auch einem körperlich Leidenden. Und unheimlich rasch verschlimmerte

sich dieses Leiden, und als Wetli vor wenigen Wochen von Bern — wo er in den letzten Jahren der Fresten für den

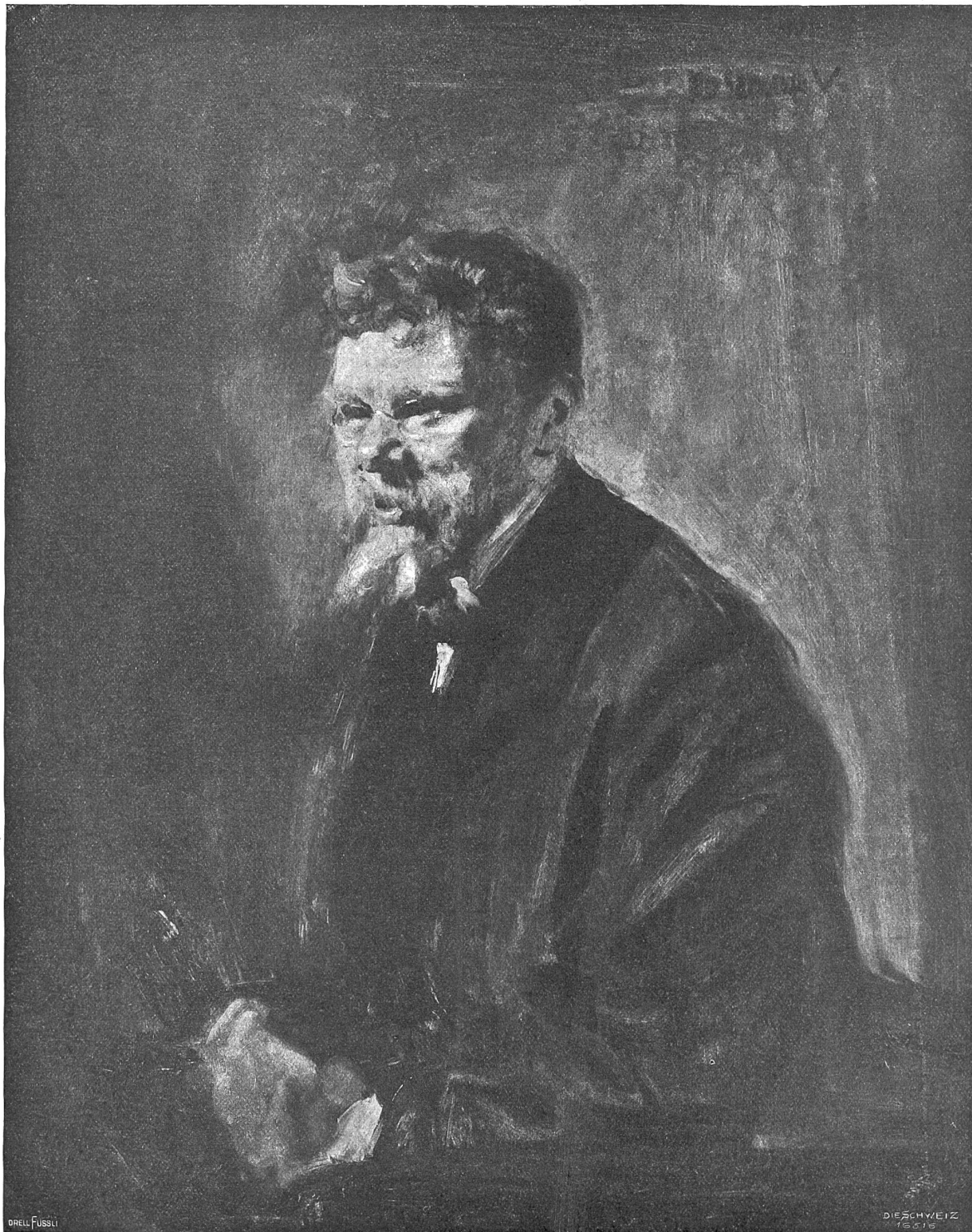
Ständeratsaal wegen lebte — mit seinen beiden Söhnen heimkehrte zu seiner Mutter in Zürich, ahnten Eingeweihte, daß dies seine letzte Reise sein würde. Er selber glaubte nicht daran, und wer ihn sah, mit dem seltsam jungen Gesicht unter dem rasch ergrauten Haar, mit dem bezwingenden, unbeschreiblich gütigen Lächeln und mit diesen merkwürdigen, wie von innen durchleuchteten Augen, und wer ihn reden hörte von seinen künstlerischen Plänen, an denen er so reich war, der konnte an das Furchtbare nicht glauben und daß ein Leben so mitten in der vollsten Entfaltung sollte abgebrochen werden...

Nun ist es doch geschehen. Einer der herrlichsten Menschen ist von uns gegangen in der Blüte des Lebens und ein Künstler, dessen Größe wir heute so wenig ermessen können,



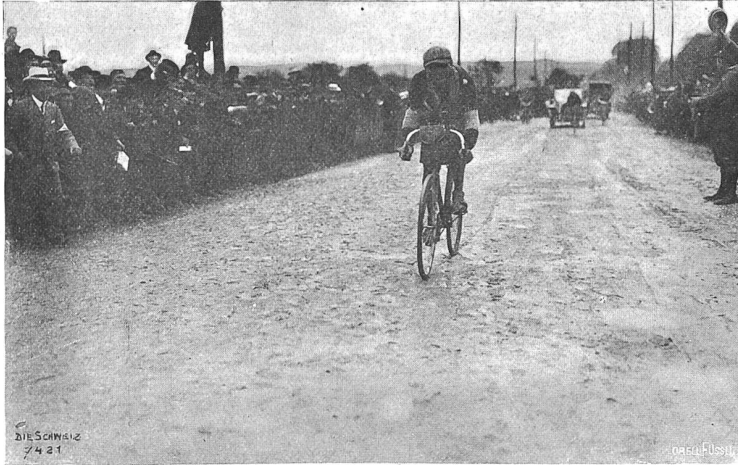
Albert Wetli (1862—1912).

Phot. J. Meiner, Zürich.



Leo Samberger, München.

Bildnis von Albert Welti (1862—1912).



Von der Radseifenfahrt München-Zürich.
Paul Suter passiert als Sieger das Ziel.

Phot. W. Schneider.

als man etwa Gottfried Kellers Bedeutung bei dessen Tode zu überblicken vermochte... Aus Böcklins Schule ist Albert Welti hervorgegangen, und die alten deutschen Meister standen an seinem Weg; aber was uns heute als sein zu früh abgeschlossenes Lebenswerk vorliegt, ist doch etwas Neues und Besonderes, und wir müssen schon in die Tiefen unserer Volksart dringen, dorthin, wo auch Kellers Kunst wurzelt, um seine Eigenart zu verstehen. Welti ist der große Poet unter unsern Künstlern, ein Dichter mit einem liebenswürdigen Kinderherzen, mit einem Geiste voll tiefer Weisheit und feinem Humor und einer unbegrenzten blühenden Phantasie, dazu einer der formfreudigsten unter den Künstlern unserer Tage, mit jenem seltenen Gefühl für die Dynamik und das Ethos der Linie und für die feinsten Tonwerte, auf dem Gebiet der graphischen Kunst ein Neuerer und Wegweiser sondergleichen...

Und daran müssen wir uns heute halten, an das Werk, das uns bleibt, und das, ganz durchdrungen von des Meisters Persönlichkeit, einen unvergänglichen Schatz darstellt unter den Schöpfungen der bildenden Kunst überhaupt, nicht allein unseres Landes und unserer Zeit. M. W.

Aktuelles.

Das Krematorium in Aarau. In Aarau wurde am 2. Juni das neue Krematorium eingeweiht, eine neue Zierde und Sehenswürdigkeit der Stadt. Der Bau ist nach Plänen des Architekten Albert Froelich aus Brugg in Charlottenburg *) von der Aarauer Firma Jshoffe A.-G. ausgeführt worden. Die Kosten belaufen sich auf ca. Fr. 145,000. Daran leisteten die Gemeinde Aarau Fr. 50,000, der Staat Aargau Fr. 15,000, die aargauischen Gemeinden Fr. 500, Gesellschaften und Vereine Fr. 1650, Private (Nichtmitglieder) Fr. 770, Mitglieder Fr. 49,885, total Fr. 117,805. Das Vermögen des Vereins beträgt Fr. 139,122 (1910: Fr. 87,000). Mitglieder zählt der Aargauische Feuerbestattungsverein 489. Der Gedanke der Feuerbestattung wird durch den Bau des Krematoriums in der ganzen Gegend neu belebt werden. Das Gebäude selbst ist ganz einfach gehalten, hat aber gerade dieser Einfachheit seine würdige, vornehme Wirkung zu verdanken, die durch die stimmungsvolle Umgebung noch erhöht wird.

O. H.

† **Wilbur Wright.** Aus Dayton im Staat Ohio kam am 30. Mai die Nachricht, daß dort in seiner Vaterstadt der berühmte Aviatiker Wilbur Wright im 45. Altersjahr einer Typhuserkrankung erlegen ist.

Mit Wilbur Wright ist der Mensch dahingegangen, der als erster geflogen ist. Schon frühzeitig interessierten sich die beiden unzertrennlichen Brüder Wilbur und Orville Wright für das Flugproblem, und wie sich dieses bei ihnen vom kindlichen Spiel allmählich zum Lebenszweck auswuchs, hat Wilbur trefflich in seiner schlichten Selbstbiographie geschildert. „Im Spätherbst 1878 kam unser Vater eines Tages nach Hause, er hielt einen Gegenstand in der Hand, und ehe wir ihn erkennen konnten, warf er das kleine Gerät in die Luft. Es fiel nicht zur Erde nieder, wie wir erwartet hatten, es flog durch das Zimmer, stieß an die Decke, und erst nach einer Weile sank es zu Boden. Ein kleines Spielzeug war es, eine Art Flugmaschine mit Schrauben, ein kleines Rahmenwerk aus Holz

und Bambus, mit Papier beklebt und mit Papierluftschrauben. Wir tauchten es die „Fledermaus“. So ein zartes Spielzeug ist in den Händen kleiner Jungen nur von kurzem Bestand, es war schnell zerstört: aber die Erinnerung wirkte fort. Einige Jahre später begannen wir, diese „Fledermäuse“ selber zu konstruieren, eine immer größer als die andere. Aber zu unserem Erstaunen fanden wir, je größer das Ding wurde, um so schlechter flog es. Wir wußten nichts davon, daß nur eine Verdopplung der Flächen etwa eine Verachtfachung der Kraft erforderte. Wir verloren die Lust und zogen es vor, unsere Drachen steigen zu lassen. Allein als wir älter wurden, begann die „Fledermaus“ uns wieder zu beschäftigen.“

Es kam die Zeit, da Otto Lilienthals Flugversuche Mitte der Neunzigerjahre bekannt wurden, wobei er 1896 als erstes Opfer der Aviatik zutode stürzte.

„Die kurze Notiz seines Todes,“ erzählt Wilbur, „fachte mein passives Interesse wieder an und veranlaßte mich, ein Buch über „Tiermechanismen“ von Prof. Marey aus meinem Büchergefell zu nehmen, das ich bereits wiederholt gelesen hatte. Seit dieser Zeit fand ich mich gedrängt, mehr derartige Werke zu lesen, und als meinen Bruder Orville ein gleiches Interesse ergriff, gingen wir bald vom Lesen zum Denken und



Das neue Krematorium in Aarau.

Phot. W. Hergert.

*) Ueber Albert Froelich und seine Friedhofhalle in Brugg vgl. „Die Schweiz“ X 1906, 473 ff.

schließlich zum Handeln über. Der Hauptgrund, weshalb das Problem so lange ungelöst blieb, schien mir darin zu liegen, daß nicht einer bisher zureichende praktische Erfahrungen gesammelt hatte."

Mit genialem Blick hatte Wilbur die Bedeutung der Lillenthalschen Gleitflüge erkannt und verschaffte sich nun mit unermüdlicher Ausdauer die nötige Übung und Praxis darin.

Im Oktober 1900 begannen die Brüder ihre Gleit- und Flugversuche bei Kitty Hawk im Gebiete der Kill Devil Hills am Atlantischen Ozean. Von Menschen unbeobachtet, hatten sie hier die nötigen Luftströme, um die Stabilitätsfrage zu lösen. Nach vielen Übungen wurde eine Flugdauer von 26 Sekunden erzielt, wobei 122,8 Meter zurückgelegt wurden. Bei den Versuchen im Jahre 1903 vermochte Wilbur sogar 72 Sekunden in der Luft zu bleiben, wobei im starken Gegenwind nur 30 Meter bedeckt wurden.

Im Jahre 1903 bauten die Brüder in das inzwischen oft geänderte Gleitflugzeug einen vierzylinderigen Benzinmotor ein. Er war in der eigenen Fabrik gefertigt worden, 25 PS. stark und wog 75 Kilogramm. Zum Abflug diente eine besondere Vorrichtung. Der erste Motorflug umfaßte 250 Meter in 12 Sekunden, der erste Kreisflug gelang am 20. November 1904, und im September 1905 wurden 4,5 km Fluglänge erreicht. Als die Erfolge der fliegenden Brüder nach Europa gemeldet wurden, schüttelte man hier unglaublich die Köpfe. Kapitän Ferber, selbst Flugtechniker, nannte die Nachricht „un peu américain“. Da die amerikanische Heeresverwaltung der Arbeit der Brüder keine Beachtung schenkte, traten diese mit Frankreich in Unterhandlung, um ihre Erfindung geschäftsmäßig auszubeuten, und 1908 kam Wilbur, der ältere der beiden Brüder, selbst nach Europa und flog an verschiedenen französischen Ortschaften unter beispielloser Begeisterung der Franzosen. Am 21. September 1908 blieb er zum ersten Mal länger als eine Stunde in der Luft, nämlich 1 : 31 : 25, wobei er 66 km zurücklegte. Kurz darauf flog er als damalige Höchstleistung der Welt 99 km in 1 : 56 : 22 und gewann am letzten Tage des Jahres mit 127,70 km in 2 : 20 : 94 den Michelinpreis. 1909 ging Wilbur nach Pau. Hier stieg er u. a. mit dem Könige von Spanien, Lord Balfour und Minister Barthou auf und bekam den Grafen de Lambert als Schüler. Der erste Aufstieg des Wright-Zweideckers ohne Hilfsvorrichtung erfolgte am 26. April 1910. Ende 1911 kam die Nachricht von dem motorlosen Flugzeug und dessen ersten Erfolgen nach Europa. Mit diesem Segelflugzeug, das nach Wilbur Wright „die Fortentwicklung dessen ist, was wir



Von der Radfernfahrt München-Zürich.

Eine zehnköpfige Gruppe im Endpunkt.

Phot. W. Schneider.

in den Jahren, da wir das Problem der Fortbewegung in der Luft studierten, gelernt haben", gelang es Wilbur, sich 9 Min. 55 Sek. in der Luft zu halten.

Ob seine Pläne, vom Drachensflieger zum Vogelflieger zu gelangen, je Erfolg haben werden? Wie fest Wilbur Wright selbst daran glaubte, geht aus seinem Testament hervor, in dem er schreibt: „Unser neuer Aeroplan ist die Fortentwicklung alles dessen, was wir in den Jahren, als wir das Problem der Fortbewegung in den Lüften studierten, gelernt haben. Jeder, der einmal einen Bussard hat fliegen sehen, weiß, daß es eine Methode geben muß, nach der auch ein Mensch sich in der Luft schwebend erhalten kann, sobald er sich nur einmal richtig darin befindet. Die einzige Schwierigkeit liegt darin, daß die Natur den Vögeln das Mittel gegeben hat, ohne Kraftanstrengung in der Luft zu schweben, während der Mensch ein künstliches Mittel erfinden muß, um dasselbe Ergebnis zu erzielen. Das eigentliche Problem liegt darin, ausfindig zu machen, ob wir, wenn wir einmal in den Lüften sind, auch eine unbegrenzt lange Zeit darin bleiben können. Der Vogel kann es, warum sollte es also der Mensch nicht auch können?“

Die Radfernfahrt München-Zürich über 325 km, für die der deutsche und der schweizerische Radfahrerverband Sonntag den 2. Juni früh drei Uhr beim Gasthof zur Post in Pasing bei München starten ließ, endigte mit einem Sieg des Schweizer Paul Suter, der schon letztes Jahr als Sieger aus der damals in umgekehrter Richtung absolvierten Fernfahrt hervorging. Von 40 gemeldeten Fahrern stellten sich in der Morgenfrühe 33 dem Starter, 17 Deutsche und 16 Schweizer, darunter als neue Gruppe zum ersten Mal die französischen Schweizer, die ihre besten Leute nach München delegiert hatten. Unter Führung von Schenkel-Leipzig zog das Feld bei anbrechendem Tag los, über Landsberg und Memmingen dem Bodensee und der Schweiz entgegen. Klagen die Fahrer zuerst über starken Staub, so hatten sie bald durch Kälte und Regenschauer viel zu leiden und dazu als schlimmste Überraschung einen schauerhaften Gegenwind, der besonders am Bodensee rumorte und die vorgesehenen Fahrzeiten arg zu Schanden machte. Wenn auch ein paar schwächere Fahrer schon im Laufe der ersten Stunden abgehängt wurden, so mußte das Hauptkontingent bis zur großen Steigung von Mindelheim warten (78 km von München entfernt), bis endlich eine kleine Reduktion der Kopfgruppe auf 20 gelang. Am den Ansturm von zwanzig gleichzeitig in die Kontrolle einströmenden Fahrern verhindern zu können, wurde in Memmingen eine Zwangspause von fünf Minuten diktiert. Erst bei Tettnang, kurz vor Friedrichshafen, gelang es dann gegen zehn Uhr morgens, die Kopfgruppe definitiv zu zerreißen. Bei einer nicht sonderlich bedeutenden



Partie der neuen Straße Aufsteig-Brillen mit Blick ins Neufstal.

Phot. J. Sulzberger, Nidau.

Steigung konnten Paul Suter, Chopard-Biel, Wiedmer-Genf und Großkopf-Nürnberg entwischen und allein davoneilen. Kurze Zeit nachher mußte der Nürnberger, der am Bodensee zu Fall kam, das Rennen aufgeben und auch der Genfer Wiedmer wurde bald nachher von den beiden Führenden abgehängt. Die beiden Schweizer führten das Rennen nummehr unbehindert zu Ende, vergrößerten ihren Vorsprung gegenüber der ins Hintertreffen geratenen Hauptmacht von Stunde zu Stunde und gingen schließlich nach kurzem Endkampf wenige Minuten vor halb vier Uhr übers Zielband an der Stadtgrenze in Zürich, seit Stunden trotz dem schlechten Wetter von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge erwartet. Im Endspurt schlug der Prestofahrer Paul Suter mühelos seinen Kollegen mit etlichen Längen. Die deutschen Fahrer haben diesmal gegenüber den schweizerischen Fahrern nicht allzu günstig abgeschnitten, was wohl in erster Linie dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Schweizer größere Routine auf bergigem Terrain besitzen.

Von halb vier Uhr bis halb sechs Uhr gingen innerhalb der offiziellen Zeit folgende 17 Fahrer übers Band: 1. Paul Suter (Zürich) in 12 Std. 28 Min. 48 Sek., 2. Chopard (Biel) in 12 Std. 28 Min. 53 Sek., 3. Wiedmer (Genf) in 12 Std. 53 Min. 34 Sek., 4. Schenkel (Leipzig), 5. Alberger (Berlin), 6. Grandjean (Trazvers), 7. Gaebicke (Berlin), 8. F. Suter (Zürich), 9. Med (Düsseldorf), 10. Mergenthaler (Stuttgart), 11. Siewert (Berlin), 12. Gall (Mugsburg), 13. Perriere (Genf), letztere zehn fast gleichzeitig in 13 Std. 34 Min., und ferner 14. Fischer (Grenchen), 15. Rheinwald (Genf), 16. Werfeli (Aarau), 17. Rohler (Grenchen).

Bristenstraße. Am 15. Mai wurde die Bristenstraße, welche die Verbindung bildet zwischen Amsteg und dem Maderanertal, dem öffentlichen Verkehr übergeben. Sie nimmt im Dorf Amsteg bei der Kärtelenbrücke ihren Anfang, führt von dort in die bisher unzugängliche Kärtelenschlucht, die an Naturschönheit und wilder Romantik mit der Aareschlucht rivalisiert. Bei der interessantesten Partie, wo die wilden Wasser des Kärtelenbaches sich zwischen turmhohen Felswänden einen engen Durchpaß gegraben haben und in prächtigen Raskaden zu Tal stürzen, macht die Straße fehr und führt in zwei langen Schleifen nach zwei prachtvollen Aussichtspunkten, von wo aus man einen unge- trübten Ausblick nach dem grandiosen Alpenpanorama des Reuß-Maderanertales und nach dem lieblichen Tal- gelände des ganzen obern und untern Reuß- tales und dem Vier- waldstättersee genießt. Bei der Kapelle St. Anton in Bristen mün- det die Straße in den alten Maderanertalweg ein. Die Straße besitzt eine Länge von 2,2 km und eine Breite von 4 Meter. Die Maximalsteigung be- trägt 10 Prozent, die durchschnittliche Steigung aber bloß 6 Prozent. Mit Hilfe des Bundes und des Kantons ist diese sehr wertvolle Straßenverbindung innerhalb zweier Jahre mit einem Kostenaufwand von 220,000 Fr. erstellt worden. Nach allgemeinem Urteil vereinigt die Straße auf ihrem kurzen Trasse alle Naturschönheiten, die eine sub- und hochalpine Landschaft überhaupt zu bieten vermag. In der Kärtelenschlucht findet man neben höchst seltenen geologischen For-

mationen und Gesteinsarten grandiose Eruptionskessel, die durch die wilden Fluten des Baches in ständiger Tätigkeit erhalten werden. Für den Luftkurtort Amsteg, der von Jahr zu Jahr stärkere Frequenzziffern aufweist, wird die neue Straße und die nummehr erschlossene Kärtelenschlucht jedenfalls eine ausgezeichnete Akquisition bilden.

„O, du lieber Augustin!“ Der Mann, der vor zwei Jahr- hundert in Wien diesen bekannnten Gassen- hauer sang, hieß Marx Augustin und war von Beruf Bantelfänger und Sackpfeifer. Seine Lebensaufgabe bestand darin, mit dem Dudelsack von Wirtshaus zu Wirtshaus zu ziehen, den Bürgern der alten Kaiserstadt Spässe vorzumachen und Schelmenlieder zu singen. Augustin, der 1643 als Sohn einer armen Wirtsfamilie geboren wurde, muß ein allezeit fröhlicher Kumpen gewesen sein; denn eine alte Chronik weiß zu berichten, daß er einer ungemeinen Popularität bei Arm und Reich sich zu erfreuen hatte und daß es einem Wirtshaus nie an Gästen mangelte, wenn er erschien. Da kam das schlimme Jahr 1679 und mit ihm die Pest, die auch in Wien übel hauste. Niemand hatte mehr Lust, an Augu- stins Spässen sich zu ergötzen, und so verlor auch dieser allmählich seinen Humor und setzte sich hin und ersann folgendes Trauer- liedlein:

O du lieber Augustin, 's Geld ist hin, 's Mensch ist hin!
O du lieber Augustin, alles ist hin!
Wär schon des Lebens quitt, hätt' ich nit noch Kredit,
Aber so folgt Schritt für Schritt mir der Kredit.
Na, und selbst 's reiche Wien, arm ist wie Augustin,
Seufzt mit ihm im gleichen Sinn, alles ist hin!
Jeden Tag war sonst ein Fest; jetzt aber hab'n wir die Pest!
Nur ein großes Leichenmeß, das ist der Rest!
O du lieber Augustin, leg nur ins Grab dich hin,
O du mein herzliebes Wien, alles ist hin!

Und Augustin hat sich wirklich ins Grab hingelegt, ist aber buch- stäblich wieder aufer- standen. In seiner Trauer trank er etwas mehr, als er vertragen konnte, und auf dem Heimweg glitt er aus und fiel in eine noch nicht zugeschüttete Pestgrube voll Leichen. Dort schlief er seinen Rausch aus und war entsezt, als er beim Tageslicht entdeckte, wo er war. Er schrie aus Leibeskräften, „bis endlich“, wie der alte Chronist Pater Mathias Fuhrmann zu erzählen weiß, „mit anbrechen- dem Sonnenschein die Ziehtnechte sich mit toten Leuten eingefun- den und ihm heraus- geholfen, so hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das wenigste ge- schadet.“ 1705 erlag der „große Lump“, wie Bürgermeister Lueger den Augustin bei Anlaß seiner Denkmalseinweihung im vergangenen Jahr launig bettelt, nach einer durch- schwärmten Nacht einem Schlaganfall. Ein Brumenfand- bild zu Ehren des fahrenden Musikanten wurde vorletztes Jahr in Wien feierlich enthüllt.



Wilbur Wright †

Der amerikanische Pionier der Aviatik.



Idyll in den Graubündneralpen.